

GABRIELE
VON
BRAUN



Sendepause

ROMAN



BASTEI ENTERTAINMENT 

Punkt sieben reißt mich mein Radiowecker aus dem Koma. Als ob das nicht schon schlimm genug wäre, verkündet eine tiefe Männerstimme auch noch, dass das Thermometer wieder auf über dreißig Grad klettern wird. Hallo? Wir haben April! Wie sehr mich das nervt! Was soll das auch? Ich lebe bewusst in Berlin und nicht im Death Valley. Hochsommer im Hochsommer reicht mir.

Obwohl ich mich nicht nur dank eines ziemlich ausgewachsenen Katers so fühle, als wäre ich ein Pflegefall, schaffe ich es aufzustehen. Es dauert nur zehn Minuten, und wieder einmal stelle ich fest, dass ein Futon nichts mehr für mich ist. Offenbar brauche ich ein Senioren- oder zumindest ein Krankenbett mit intelligentem Griffsystem. Damit könnte ich mich hervorragend in

meinem persönlichen Aufschwung üben. Den habe ich nämlich dringend nötig.

Leider sind es nicht nur die Nachwirkungen der letzten Nacht, die die körperliche Anstrengung heute für mich zur Qual werden lassen. Ich habe – mal wieder – Rückenschmerzen. Mein Körper will mir damit sagen, dass er meine Lebensweise satt hat. Mein Leiden ist nämlich angeblich psychosomatischer Natur. Ist das ein Trost? Mein Arzt hat mir bloß mit auf den Weg gegeben, dass ich an die Quelle kommen müsse, um das Übel bei der Wurzel zu packen. Der Mann ist lustig. Wo soll ich da anfangen? Ich arbeite zu viel, das weiß ich. Und ich trage eine gewisse Grundfrustration in mir, die stetig wächst, was ich gern verdränge, aber ehrlicherweise zugeben muss. Weil eine Menge fehlt in meinem reichen Leben: ein Mann, ein Kind, ein Hund, Zeit,

Hobbys, die Mitgliedschaft in einem Fitness-Club, ein Konzert-Abo und noch vieles mehr. Alles, was ein ausgeglichenes Privatleben so ausmacht. Gar nicht gut.

Ich ziehe die schweren dunkelblauen Vorhänge zur Seite, blicke über die Dächer der Hauptstadt und atme den neuen Tag durch das geklappte Fenster. Schon jetzt strahlt die Sonne mit viel zu viel Kraft vom wolkenlosen Himmel, wärmt und blendet mich. Ich kneife die Augen zusammen. Amseln singen gutgelaunt, Spatzen schimpfen, bis die Müllabfuhr für Urbanität sorgt und die Vögel mit ohrenbetäubendem Krach ruhigstellt. Ein idealer Tag, um ans Meer zu fahren, draußen bis zum Mittag zu frühstücken oder faul auf einer Wiese zu liegen – aber nicht, um arbeiten zu gehen. Ich schließe das Fenster und ziehe die Vorhänge wieder zu. Doch es nützt nichts, mein Pflichtbewusstsein lässt

nicht zu, dass ich an diesem für W-TV doch eher schwarzen Tag blaumache. Klasse! Und als Kontrast zu den vor mir liegenden dunklen Stunden wartet mein Gesicht mit einer interessanten Farbpalette auf. Von Grünviolett (Augenringe) über Dunkelrot (Augenweiß) bis zu gelbstichigem Hellgrau (Teint).

Huch, was ist das? Ein Lippenherpes. Danke, Paul! Die Dinger kriege ich nur bei extremer Abscheu. Hinzu kommt, dass mir bis heute meine verblüffende Ähnlichkeit mit einem Gürteltier nicht aufgefallen ist. Ich kann mir nichts vormachen: Mein Gesicht sieht aus wie sein Körper, nur in schlaff. Verdammt, zieht mein Leben etwa in einer solchen Geschwindigkeit an mir vorbei, dass alles, was bleibt, dieser überflüssige Plisseelook ist?

»Ja, gib es mir, ich habe es nicht anders verdient«, fauche ich deprimiert mein Spiegelbild an.

»Gern«, scheinen mein Gesicht und mein stumpfes dunkelblondes Haar, das einmal ein Pagenkopf war, im Kanon zu antworten.

Das Äußere ist der Spiegel der Seele – so was Unnötiges aber auch. Ich war noch nie ein Fan von Deckungsgleichheit.

Routiniert hantiere ich so lange an mir herum, bis ich wieder menschlich aussehe, und frage mich: Was wäre eigentlich schlimmer? Ein Leben frei von Eitelkeiten oder eins ohne Make-up?

Seit knapp vier Jahren sitze ich auf meinem cognacfarbenen Leder-Chefsessel am Potsdamer Platz. Durch die leicht getönten Scheiben blicke ich aus der zehnten Etage auf den in frühlingszartes Grün getauchten